

Elmar Holenstein

## Asiatische Werte – schweizerische Werte?

(Erweiterte Fassung eines Textes, der, leicht redigiert, in der Beilage »Zeitfragen« der *Neuen Zürcher Zeitung* vom 4./5. Juli 1998 erschien und drei Jahre später in *Home Stories: Neue Studien zu Film und Kino in der Schweiz*, hg. von Vinzenz Hediger *et al.*, Marburg Schüren, 2001: 347–352, übernommen wurde.)

Seit Jahren lesen wir von »asiatischen Werten«. Wer durch Asien reist, reibt sich die Augen. Ganz Asien, vom Bosphorus und Ural bis an den Pazifischen Ozean, wird in einen grossen Topf geworfen, so als wären sie alle, Turkvölker und Mongolen, Araber, Iraner, In-der und Malaien ebenso wie Chinesen, Koreaner und Japaner von Konfuzius erzogen worden. Wirtschaftsfachleute und Politologen, die uns von den »asiatischen Werten« berichten, fliegen in zwölf Stunden von Frankfurt und Zürich nach Shanghai, Singapur und Tokio. Rühren die Verkürzungen daher?

Eines ist den aufgezählten Volksgruppierungen gemeinsam. Sie leben von Europa aus gesehen im »Orient«. Als man noch in langen Schiffsreisen in den »Fernen Osten« fuhr, lernte man sie alle als »orientalisch« kennen. Damit meinte man: irrational, sinnlich, um- und ausschweifig, für uns unverständlich, entsprechend unzuverlässig bis verschlagen, jedenfalls fremdartig und befremdend. Einige fabulierten von »weiblichen Kulturen«. Wer religiös veranlagt war, fand Gefallen an exquisiter Mystik; wer mehr ästhetischen Interessen nachging, an der Exotik; wer »ganzheitlich« dachte, an der Naturnähe.

Unter dem Stichwort »asiatische Werte« bekommt man heute ganz andere Eigenschaften vorgestellt. Hier ist eine Liste, aufgestellt vom Präsidenten eines multinationalen Konzerns mit Sitz in Berlin: »Familienzusammenhalt, Bildung, Fleiss, Disziplin, Konsens und Gemeinsinn«. Nichts davon kommt uns fremd vor. Es sind alles Werte, die uns von unserer eigenen Tradition her wohl vertraut sind. Einige von ihnen gelten als ausgesprochen konservative und unter den gegenwärtigen Lebensbedingungen bedrohte Werte. Die politischen Parteien, die »Familienwerte« in ihr Programm aufgenommen haben und damit Wahlerfolge verzeichnen, finden ihr Vorbild nicht in Asien, sondern in der eigenen »guten alten Zeit«. Die Philosophen, die den Gemeinsinn unter dem Fremdwort »Kommunitarismus« an die Spitze ihres Wertesystems setzen, verstehen sich nicht weniger restaurativ. »Bildung« wird in Europa dagegen als fortschrittliches, der Aufklärung zu verdankendes und nach wie

vor von allen massgebenden Seiten hoch geachtetes Gut angesehen. Von »Fleiss und Disziplin« glaubt man, dass sie in der Schweiz schon immer ganz besonders und noch immer mehr als anderswo gepflegt werden. »Konsens« schliesslich gilt unter dem traditionelleren Begriff »Konkordanz« geradezu als Markenzeichen der Eidgenossenschaft. In ihrer Bewertung ist man allerdings uneins geworden. Für die einen ist er eine nationale Tugend, für die andern ein Übel und schuld am eidgenössischen »Reformstau«. Dieses Schlagwort wurde freilich in Deutschland geprägt, wo im Vergleich zur Schweiz Streitkultur und Oppositionspolitik blühen. Monokausale Erklärungen und ebenso monokulturelle Therapien tragen nicht weit.

### Ein Vergleichstest

Ist die Schweiz ein asiatisches Land? Nicht nur der zitierte Wertekanon scheint dies nahe-zulegen. Ein japanischer Philosoph versuchte mir vor zwanzig Jahren den »Nationalcharakter« seiner Landsleute mit einem »typisch japanischen« Sprichwort zu veranschaulichen: »Ein Pfahl, der über die andern hinausragt, erhält unvermeidlich Schläge.« Das gleiche Sprichwort mit der gleichen Deutung hatte ich schon als Primarschüler als »typisch für die Schweiz« zu hören bekommen. In den 1980er Jahren lag in den beiden Tokyoter Möwenpick-Restaurants eine Liste mit Gemeinsamkeiten von Japan und der Schweiz auf. Sie gipfelte im Selbstlob: »In keinem anderen Land arbeiten die Leute so viel und so lang wie in Japan und in der Schweiz. Wie eine grosse Zahl von Japanern, so sind auch viele Schweizer mit ihrer Firma ›verheiratet.« Ein Jahrzehnt später bezeichnete der Geschäftsführer des ältesten vegetarischen Restaurants in Zürich, anlässlich der Jahrhundertfeier seines Betriebs, die Losung »Kein Tag ohne Verbesserung« als »unsere Firmenphilosophie in Anlehnung an japanisches Managementdenken«.

Um 1900 war Carl Hilty (1833–1909), Verfassungsrechtler, Staatswissenschaftler und Populärphilosoph, einer der meistgelesenen Schriftsteller der Schweiz, geschmückt mit dem Titel *Praeceptor Helvetiae*. Heute kennen ihn in der Schweiz fast nur noch Historiker und einige verbliebene Liebhaber. Nach einer langen Baisse soll allerdings in jüngster Zeit die Nachfrage nach seinen Büchern wieder angestiegen sein. In Japan hingegen waren sein umfangreiches Buch über das *Glück* (1890) und vor allem der Aphorismenband *Für schlaf-*

*lose Nächte* (1901) bis in die 1980er Jahre eine hochgeschätzte »Sinn des Lebens«-Lektüre.<sup>1</sup> Sie waren erstmals 1935 und 1936 vom gleichen namhaften Verlag (Iwanami) publiziert worden, der damals auch die angesehensten Vertreter der Kyoto-Schule, Nishida, Kuki und Watsuji, verlegte. Ich habe noch keinen japanischen Intellektuellen meiner Generation (+/- 70) getroffen, der das zweitgenannte Buch nicht gelesen hatte. Nach solchen Erfahrungen machte ich anfangs der 90er Jahre einen Test:

Peter Bichsel hatte um 1980 einen Essay geschrieben, in dem er mit sensibel formulierten Sätzen Deutschland und die Schweiz einander gegenüberstellte. Den Hauptunterschied sah er nicht darin, dass man in Deutschland hochdeutsch und in der Schweiz Dialekt spricht, sondern dass man in der Schweiz viele Dinge überhaupt nicht ausspricht, die in Deutschland lang und breit verbalisiert werden. Unser »Nicht-davon-sprechen« und Verfassungsartikel, die ein »Sowohl als auch« beinhalten, seien den Deutschen nicht geheuer. Probleme versuche man im nördlichen Nachbarland mit einem neuen Formular, einem eindeutigen Gesetz und dann vor Gericht zu lösen, bei uns lieber informell und unter einem Deckmantel usf. Ich ersetzte in Bichsels Text überall »Deutschland« durch »Europa« und »wir Schweizer« durch »wir Japaner« und las ihn in der Schweiz, in Deutschland und vor Japanern vor.<sup>2</sup> Niemand bemerkte die Vertauschung. Im Gegenteil.

Ein japanischer Rechtswissenschaftler mutmasste, der Text stamme von jemand, der dem Shinto, der alten Naturreligion Japans, nahestehe. Ein anderer Leser meinte, der Verfasser sei ein konfuzianisch denkender Intellektueller. Konfuzianer glauben, Legalismus führe dazu, dass man, statt den eigenen moralischen Empfindungen und dem pragmatischen Menschenverstand zu folgen, sich an die Buchstaben der Gesetze klammert und nach den Schlupflöchern sucht, die jedes Gesetz unvermeidlich eröffnet. Für geordnete Verhältnisse, den sozialen Frieden und die Hochschätzung ethischer Werte seien menschenwürdige Lebensbedingungen wichtiger als Gesetze. In Wien fanden Studierende, alles, was über Japan *alias* die Schweiz behauptet werde, könnte auch über Österreich geschrieben werden.

Was ergibt sich aus all dem? Sicher ist, dass die alten Gleichungen »*Ein Volk – eine Sprache – eine Kultur – eine Wertskala*« und »*anderes Volk – andere Sprache – andere*

---

<sup>1</sup> Carl Hilty, *Glück*, Frauenfeld: Huber, 1891; japanisch in mehreren Übersetzungen: *Nemurenu yoru no tameni*, Tokyo: Iwanami u. a., 1935–1993. *Für schlaflose Nächte*, ebenda, 1901; japanisch gleichfalls in mehreren Übersetzungen: *Kōfukuron*, Tokyo: Iwanami u. a., 1936–1983.

<sup>2</sup> Die beiden Texte, Bichsels Original und meine Variante, sind wiedergegeben in Holenstein, *Kulturphilosophische Perspektiven*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1998: 360–363; **online**: [http://www.eu-ro-ni.ch/publications/Holenstein\\_Kulturvergleich.pdf](http://www.eu-ro-ni.ch/publications/Holenstein_Kulturvergleich.pdf)

Kultur – *andere* Wertskala« nicht zu halten sind. Noch immer glauben in den östlichen Ländern Europas viele an diese Gleichungen. Auch in Ostasien sind ihnen Anhänger verblieben. Die heute vorherrschende revidierte Fassung, in der »Volk und Sprache« grossräumig durch »Kontinent« und »Kultur« seit Samuel Huntington gelegentlich durch »Zivilisation« ersetzt werden, ist um nichts stichfester: »*Ein* Kontinent – *eine* Kultur (oder *eine* Zivilisation) – *eine* Wertskala«. So einfach ist es nicht. Kulturen bilden keine in sich geschlossene, in sich zentrierte und homogene »Kulturkreise«.

### Hans Küngs Liste »japanistischer« Unwerte

Am japanischen »Shintoismus« hatte Hans Küng in seinem *Projekt Weltethos*<sup>3</sup> bemängelt, dass er »kaum sittliche Lehraussagen entwickelt« habe.<sup>4</sup> Er brauchte es wohl auch nicht. Als mit dem Wandel der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse die Zeit für solche »Lehraussagen« gekommen war, ging der Shinto, ökumenisch aufgeschlossen, wie er von seiner Natur her war, eine so enge Verbindung mit dem Buddhadharma (»Buddhas Gesetz« *alias* »Buddhismus«) und der konfuzianischen Philosophie ein, dass sich die Formulierung eigener »moralischer Lehraussagen« erübrigte. Die Frucht der japanischen Adoption von Buddhadharma und der konfuzianischen Staatsphilosophie war im frühen 7. Jahrhundert die »Die Verfassung in Siebzehn Artikeln« (*Jūshichi jō no kempo*) des Prinzen Shotoku.<sup>5</sup> Diese ist ein ethisches und politisches Dokument, zu dem sich in Mitteleuropa zur gleichen Zeit, als sich die wirtschaftlichen und damit auch die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse ähnlich zu wandeln begannen wie in Japan, nichts Vergleichbares finden lässt.<sup>6</sup> Vier Auszüge aus den Artikeln 1, 7, 15 und 17 müssen hier genügen. Die ersten drei sind primär konfuzianisch inspiriert, Artikel 17 buddhaitisch, andere auch daotisch. Alle sind vom traditionell schriftlos gelebten Shinto her leicht nachvollziehbar.

<sup>3</sup> München: Piper, 1990: 30.

<sup>4</sup> Was Besuchern aus Europa an Shinto-Feiern (*rites de passage* anlässlich von Geburt, Heirat und Tod und an Feiertagen) in der Tat wohlthuend auffällt, ist das gänzliche Ausbleiben von Moralpredigten. Die beiden Haupttugenden des Shinto, Reinheit und dörfliche (in Städten quartierzentrierte) Solidarität, werden in Ritualen (Reinheitsriten und gemeinsamen Mahlzeiten [*food sharing*]) symbolisch gepflegt. Mit »Reinheit« (*seisō*) ist ganzheitlich nicht bloss physische Reinheit (Hygiene) gemeint, sondern auch ein »reines Herz«, Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit (*shōjiki, makoto*). Das Gebot »Du sollst nicht stehlen« braucht nicht eigens auf einer Tafel festgehalten zu werden. In wenigen Ländern wird so wenig gestohlen und bei einem Warenkauf so wenig betrogen wie in Japan.

<sup>5</sup> Shotokus »Verfassung« ist, mit einem Kommentar versehen, wiedergegeben in Gregor Paul, *Philosophie in Japan*, München: iudicium, 1993: 196–208.

<sup>6</sup> Aufschlussreich für den unterschiedlichen Stil der damaligen Entwicklung in Japan und in Mitteleuropa ist ein Vergleich Naras, der ersten japanischen Hauptstadt (710–784), mit Aachen, der Hauptresidenz Karls des Grossen (747–814), des ersten »Kaisers des erneuerten Römischen Reiches [deutscher Nation]«.

(1) Harmonie ist wertzuschätzen. [...] Sind die oben Stehenden auf Harmonie bedacht und die unten Stehenden guten Willens, so dass eine Sache in übereinkommender Weise erörtert wird, dann kommt die der Sache eigene Vernunft von selbst zur Geltung.

(7) In dieser Welt besitzen wenige von Geburt an Erkenntnis. Aber anhaltendes Nachdenken führt zur Weisheit.

(15) Sich von eigenem, privatem Interesse ab- und öffentlich-allgemeinem Interessen zuzuwenden, ist Pflicht des Staatsdieners.

(17) Wichtige Angelegenheiten können nicht durch einen Einzelnen entschieden werden. Sie sollten unbedingt von mehreren erörtert werden.

Küng verwendet pauschal den abschätzigen Ausdruck »Shintoismus«. Dieser ist für die ideologisierte Staatsreligion japanischer Nationalisten angebracht, aber wohl doch nicht für die nach wie vor mit viel (auch säkularem) Brauchtum und Ethos verwobene Volksreligion. Für diese benutzt man besser und mit mehr Respekt die Eigenbezeichnung »Shinto«. »Säku- lar« ist im Klammerzusatz im doppelten Sinn des Wortes zu verstehen, im Sinn von »jahr- hundertealt« und im Sinn von »weltlich«.

Für Küng gibt es drei »Parolen ohne Zukunft«: Staatsozialismus, Neokapitalismus und »Japanismus«. Küng schreibt über Japan, wie sich rechte Intellektuelle über die U. S. A. zu äussern pflegen. Anstelle von »Neokapitalismus« schreiben sie, nationalistisch denkend, »Amerikanismus«. Einem ganzen Volk werden mit einer solchen Wortwahl Eigenschaften unterstellt, die für einen Teil, im einen wie im anderen Fall, möglicherweise einen einfluss- reichen Teil, typisch zu sein scheinen. Blind voreingenommene Verallgemeinerungen übler Eigenschaften insbesondere einem aussereuropäischen Volk gegenüber gelten als ein Lehrbuch-Kriterium für Rassismus. Nichts ist für den Theologen Küng mehr zu verurteilen.<sup>7</sup> Unter »Japanismus« versteht Küng »Effizienz ohne Rücksichten, Flexibilität ohne Grund- sätze, autoritäre Führung ohne Verantwortung, Politik und Wirtschaft ohne eine moralische Vision, Handel und Geschäft ohne Reziprozität, Kriegsgsschuld ohne Schuldbewusstsein«.

Die Aufzählung liest sich wie eine Art Gegenliste von »japanistischen« Unwerten zur eingangs zitierten Auflistung von »asiatischen Werten«. Aber handelt es sich um Unwerte, die man ausgeprägt nur in Japan, in allen seinen Schichten, und nicht minder krass auch in »westlichen« Ländern findet? Japans Firmen sind berühmt für die Hemmung, ihre Mitarbei-

---

<sup>7</sup> »Für die Repräsentanten von Religionen: Wenn sie Vorurteile, Hass und Feindschaft gegenüber Andersgläubigen schüren [...], verdienen sie die Verurteilung der Menschheit und den Verlust ihrer Gefolgschaft« (Hans Küng und Karl-Josef Kuschel, Hg., *Erklärung zum Weltethos: Die Dek- laration des Parlamentes der Weltreligionen*, München: Piper, 1993: 36).

ter bei einem Rückgang der Aufträge einfach zu entlassen. Der japanische Staat ist, zumindest was die Kranken- und Altersfürsorge angeht, ein beachtenswerter Sozialstaat, nicht in christlicher, sondern in konfuzianischer und wohl auch in shintoitisch und buddhaitisch geprägter Tradition. Europäer vermissen in Japan ein Kriegsschuldbewusstsein. Es fehlt jedoch, von Ausnahmen abgesehen, keineswegs an beträchtlichen Reparationszahlungen, zum Teil als Entwicklungshilfe kaschiert.<sup>8</sup> Man kommt den Verdacht nicht los, dass die bekannteste Ausnahme (eine ungenügende Entschädigung der Zwangsprostituierten in den eroberten Ländern<sup>9</sup>) und die fehlenden öffentlichen Schuldbekennnisse mit einem starken Schamgefühl zu tun haben. Japan ist für beides gleichermaßen berühmt, für die im Vergleich mit Deutschland mangelnden oder zumindest mangelhaften Bekenntnisse zu den begangenen Kriegsverbrechen und für seine ausgeprägte »Schamkultur«. Seltsamerweise wird in der einschlägigen Literatur nirgends ein Zusammenhang zwischen den beiden thematisiert. Scham und Sündenstolz vertragen sich nicht, Scham und öffentliche Zerknirschung ebensowenig. Wer sich schämt, zieht es vor, zu schweigen und sich nur diskret zu entschuldigen.

Das Wort »Scham« fehlt in Küngs Schriften zu seinem »Projekt Weltethos«. Es fehlt auffallenderweise auch in Karl Jaspers überaus einfühlsam geschriebenen Buch *Die Schuldfrage* aus dem Jahre 1946<sup>10</sup>. Was Jaspers dort jedoch über einen gewissen Drang zu Schuldbekennnissen schreibt,<sup>11</sup> könnte Küng die verschämten japanischen Hemmungen zu solchen Bekenntnissen verstehen helfen:

Wer reizbar gegen Vorwürfe ist, kann leicht umschlagen in einen Drang, seine Schuld zu bekennen. Solche Schuldbekennnisse – falsch, weil selber noch triebhaft und lusterfüllt – haben in ihrer Erscheinung einen unverkennbaren Zug: Da sie wie ihr Gegenteil beim selben Menschen aus dem gleichen Machtwillen genährt sind, spürt man, wie der Bekennende sich durch das Bekenntnis einen Wert geben, sich vor anderen hervortun will. Sein Schuldbekennnis will andere zum Bekennen zwingen. Es ist ein Zug von Aggressivität in solchem Bekennen. [...] Es scheint ihm vorteilhaft, die Schuld zu bekennen. [...] Man möchte sagen, was [die Welt] zu hören wünscht. Dazu kommt die fatale Neigung, durch Schuldbekennnis sich besser zu dünken als andere. Im Sich-selbst-Blossstellen liegt ein

<sup>8</sup> Es fehlen auch Kriegsentschuldigungen nicht ganz und gar. Siehe die Zusammenstellung aus den Jahren 1979–2007: [www.answers.com/japanese%20war%20apologies](http://www.answers.com/japanese%20war%20apologies).

<sup>9</sup> Mehr zu diesem leidigen Problem der Prostitution in Kriegsgebieten in: Holenstein, *Kulturphilosophische Perspektiven*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1998: 296 f.; online: <http://them.polylog.org/4/ahe-de.htm> (Stichwort: »Nos-quoque-Regel«).

<sup>10</sup> *Die Schuldfrage: Von der politischen Haftung Deutschlands*, unveränderte Taschenbuchausgabe München: Piper, 1974.

<sup>11</sup> S. 73.

Angriff auf die anderen, die es nicht tun. Die Schmäählichkeit solcher billigen Selbstanklagen, die Ehrlosigkeit der vermeintlich vorteilhaften Schmeichelei ist offenbar.

Schuldbewusstsein und Scham sind beide komplexe Phänomene, über die sich keine schlichten Aussagen machen lassen. Schuldbekenntnisse können mit Sündenstolz einhergehen. Sie lassen sich aber auch als Demutsgesten verstehen und missbrauchen. Wer sich schuldig bekennt, verbeugt sich. Er buckelt sich. Das wirkt aggressionshemmend. Unter Tieren halten Demutsgebärden, wie jeder Verhaltensforscher mit reichem Bildmaterial zu illustrieren vermag, vor Beissverletzungen ab. Unter Menschen wirken Schuldbekenntnisse strafmildernd. Bei einer Einsicht in die Schuld, so die offizielle Begründung, kann man erwarten, dass der Missetäter sich zu bessern bemühen wird. Unbewusst und unreflektiert dürften Strafmilderung und -verschönung in einem solchen Fall eine sich menschlich gebende, im Grund aber eine angeborene triebhafte und in diesem Sinn animalische Reaktion sein. Mit einer Entschuldigung reintegriert man sich in eine Gemeinschaft. Man wird wieder gesellschaftsfähig. Wer sich schämt, verdrückt sich und verzieht sich am liebsten ins Abseits. Andererseits zeugt Scham von einem Ehrgefühl, von einer hohen Meinung von sich und damit auch von einem hohen Anspruch an sich selbst. Man realisiert, dass man sich nicht so verhalten hat, wie es dem eigenen Selbstbild entspricht. Scham gilt seit dem klassischen konfuzianischen Philosophen Meng Zi (Mencius) als eine natürliche Wurzel zu moralischem Verhalten. Ihre Verwobenheit mit Ehrbewusstsein und Selbstwertgefühl, bedeutet jedoch auch, dass man sich nicht völlig selbstlos moralisch verhält. Es ist gut, wenn sich diese Zusammenhänge ebenfalls bewusst macht.

### **Intrakulturelle Vielfalt**

In allen menschlichen Gesellschaften gibt es »transkulturelle« Faktoren, d. h. Faktoren, die unabhängig von der jeweiligen Kultur sind: Alters- und Geschlechtsunterschiede. In komplexen und grossräumigen Gesellschaften kommen andere hinzu: verschiedene Berufsgruppen, Stadt/Land-Gegensatz, regionale Unterschiede, enge Täler, weite Ebenen, offenes Meer, klimatischer Nord/Süd-Gegensatz u. ä. Natürlich ist es nicht so, dass solche Unterschiede deterministisch (um nicht zu sagen: fatalistisch) ganz bestimmte Welt- und Wertvorstellungen zur Folge haben. Aber sie sind auch nicht ganz und gar irrelevant. Sie hinterlassen Spuren. In unterschiedlichen Lebensaltern dominieren unterschiedliche Werte. Man denke an den viel zitierten Spruch: »Wer mit zwanzig kein Sozialist ist, hat kein Herz, wer

es mit vierzig noch immer ist, hat keinen Verstand.« Berufe tendieren dazu, ein je besonderes Berufsethos zu entwickeln. So wird man nicht lange überrascht bleiben, wenn es einem in einer fremden Kultur ebenso leichtfällt, »Leute vom Land« und »Städter« auseinander zu halten wie in der eigenen Kultur. Es überrascht dann auch nicht mehr, wenn sich herausstellt, dass Bauern in China und in Europa mehr Wertauffassungen miteinander teilen, als sie mit den Grossstadtbewohnern ihrer jeweiligen Kulturregion gemeinsam haben. Ähnliches gilt für Angehörige der verschiedenen Lebensalter.

### **Westlicher Individualismus – östlicher Kommunitarismus?**

Ein Unterschied, von dem man besonders hartnäckig geglaubt hat, dass er »die westliche Kultur« von den Kulturen der übrigen Welt unterscheidet, bezieht sich auf die unterschiedliche Wertschätzung von Individuum und Gemeinschaft. Der »Westen« sei individualistisch, der Rest der Welt kommunitaristisch. Ein amerikanischer Offizier ging während des Vietnamkrieges so weit zu behaupten, an einen Krieg in Asien könne man nicht den gleichen moralischen Massstab anlegen. Das Leben des Einzelnen bedeute dort nicht so viel wie im »Westen«. Blindwütige Vorurteile vergleichbarer Art findet man auch bei Intellektuellen. Vor weniger als dreissig Jahren schrieb eine deutsche Japanologin, »Selbstverwirklichung« sei ein japanfremdes »abendländisches Konzept«. Vielleicht hatte sie noch nie einen Samurai-Film gesehen? Oder Seniorinnen und Seniore bei ihren allmorgendlichen Gymnastikübungen oder beim regelmässigen Haiku-Schreiben? »Selbstkultivation« ist ein zentrales Ideal der auch in Japan gepflegten konfuzianischen Ethik. Dem klassischen Buddhadharma werfen Christen gerade vor, dass er seine Anhänger zur Selbsterlösung »aus eigener Kraft« anhalte und damit überfordere.

Wertkonflikte sind nicht etwas, zu dem es erst beim Aufeinandertreffen unterschiedlicher Kulturen kommt. Wertkonflikte der gleichen Art und Heftigkeit brechen auch innerhalb ein und derselben Kultur aus. Darum gibt es verschiedene Parteien, solche, die sich für individuelle Freiheiten stark machen, und solche, die für kommunale Einrichtungen und eine gemeinschaftszentrierte Lebenswelt kämpfen.

Wertkonflikte nicht nur zwischen, sondern ebenso innerhalb einer Kultur, ja selbst innerhalb ein und derselben Person sind keine Überraschung. Früh schon im Leben finden wir heraus, dass sich viele Werte, von denen wir keinen missen möchten, nicht harmonisch und bruchlos in einer eleganten Wertepyramide einander unter- und überordnen lassen. Wir können nicht alle gleichzeitig optimal realisieren. Wir müssen wählen – und bekommen alsbald

zu spüren, dass sie einander nicht nur hinderlich sein können, sondern sich gleichzeitig auch wechselseitig voraussetzen. Individuelle Freiheiten und soziale Rechte sind dafür das klassische Beispiel.

In der Schweiz gelten die (französischsprachigen) »Welschen« gemeinhin als die größeren Individualisten als die Deutschschweizer. Sie wehren sich heftiger gegen die Einschränkung der persönlichen Verantwortung. Das Gurtenobligatorium war ihnen ein Ärgernis. Aber als die Bundesverwaltung vor einigen Jahren vorschlug, den Satz »Die Sprachenfreiheit ist gewährleistet« in die Verfassung aufzunehmen, waren sie es, die dagegen protestierten. Sie setzten sich stattdessen für den Schutz der Landessprachen in ihren bisherigen Verbreitungsgebieten ein.<sup>12</sup> Warum dieser auf den ersten Blick unverständliche Prioritätenwechsel?

Eine Sprache, die auf einem weiten Gebiet zugleich Amts-, Gerichts- und Schulsprache (vom Kindergarten bis zur Universität), dazu noch Literatur- und Wissenschaftssprache und gar noch Weltsprache ist, bietet dem einzelnen Sprecher ein viel reicheres Ausdruckspotential und eine ganz andere geistige Beweglichkeit an als eine Sprache, die all dies oder auch nur ein Teil davon nicht ist. Freiheit, wenn man nur Dürftiges zur Wahl hat, ist von geringem Nutzen. Individuelle Freiheitsrechte sind offensichtlich auf die Unterstützung durch »körperchaftliche« Rechte angewiesen. Die Sprachenfreiheit ist abhängig von einem solchen korporativen Recht der Sprachgruppierungen auf ein Territorium, in dem sich eine Sprache in allen Lebensbereichen zu entfalten und ständig zu erneuern vermag.

Der schweizerische Disput über die Sprachenfreiheit ist überaus hilfreich für das Verständnis asiatischer Länder, die kollektive Menschenrechte als Voraussetzung für die individuellen Menschenrechte fordern, das »Recht auf Entwicklung« zum Beispiel. Ohne einen entsprechenden Stand der wirtschaftlichen Entwicklung bleiben viele individuelle Menschenrechte eine Illusion, das Recht auf einen hinreichenden Grundschulunterricht, die freie Berufswahl und die Niederlassungsfreiheit zum Beispiel.

Nichts ist erhellender, als die kleine, enge Schweiz, in die man hineingeboren wurde, gezielt, wo es nur geht, in einem kulturvergleichenden Horizont zu betrachten. Sie kann einem so zu einem Schlüsselerlebnis werden. In einer sprichwörtlichen Nusschale (*in nuce*) erhält man Probleme griffig vorgestellt, die heute diffus rund um die Erde (global) anstehen.

---

<sup>12</sup> Der entsprechende Artikel (70.2) in der neuen Bundesverfassung von 2000 ist zurückhaltend formuliert, allfällige geschichtliche Entwicklungen nicht legalistisch unterbindend: »Um das Einvernehmen zwischen den Sprachgemeinschaften zu wahren, achten [die Kantone] auf die herkömmliche sprachliche Zusammensetzung der Gebiete und nehmen Rücksicht auf die angestammten sprachlichen Minderheiten.«

Die Schweiz erweist sich dabei als alles andere als ein Sonderfall. Mit umfeldbedingten Variationen kann man in vielen Ländern ähnliche Erfahrungen machen.

### **Manifeste und latente Werte**

Kulturen unterscheiden sich nicht dadurch, dass in der einen Kultur Werte überhaupt keine Rolle spielen, die andere als unverzichtbar ansehen. Sie unterscheiden sich vielmehr dadurch, dass die einzelnen Werte auf ihren Wertskalen einen unterschiedlichen Rang einnehmen. Wechselnde Dominanzverhältnisse findet man offenkundig immer auch innerhalb einer Kultur. Vom Standpunkt einer philosophischen Anthropologie aus sind solche Dominanzunterschiede von geringem Interesse, vor allem dann, wenn es sich noch um so genannte »sekundäre Tugenden« wie Disziplin und Fleiss handelt. Ganz anders sehen es Ökonomen. Philosophisch leichtgewichtige Unterschiede können grosse betriebliche und finanzielle Auswirkungen haben. So wird verständlich, dass Wirtschaftsfachleute diese anders einschätzen und für sie auch stärkere Worte gebrauchen, als es Philosophen gewohnt sind. Blindheit gegenüber feinen Unterschieden ist aber auch zu beobachten, wenn diese nicht zugunsten der eigenen Interessen ausfallen. So hatten die Möwenpick-Werbetexter in Tokyo übersehen, dass der »Bund fürs Leben« zwischen Firma und Angestellten in Japan ein symmetrischer ist. Ein Firmenbesitzer hat seinen Mitarbeitern gegenüber Fürsorgepflichten. Die gesellschaftlich sanktionierte Hemmschwelle, Angestellte bei einer Wirtschaftskrise zu entlassen, ist in Japan bedeutend höher als in der Schweiz.

Ein anderer und weniger leicht erklärbarer Unterschied besteht darin, dass in einer Kultur Werte manifest, ja eigentlich ritualisiert, ideologisch überhöht und mit Geschichtsmythen unterbaut werden, die in andern latent bleiben. Florian Coulmas wählte als Titel für eines seiner Bücher über Japan *Das Land der rituellen Harmonie*.<sup>13</sup> Japan, sei ein Land, in dem Konflikte, die es überall gibt, möglichst verdeckt und unter der Hand bereinigt werden. Ebenso gut könnte man im Gegenzug dazu im »Westen« von einem »ritualisierten Individualismus« sprechen. Die Abhängigkeit von selbstverständlich gewordenen sozialen Einrichtungen und grassierender Konformismus – in der Mode und im Lebensstil, in den Medien

---

<sup>13</sup> *Das Land der rituellen Harmonie: Japan, Gesellschaft mit beschränkter Haftung*, Hamburg: C CAMPUS, 1993.

und an den Universitäten – wird verdrängt. Woran liegt es, dass die Menschen unterschiedliche anthropologische Grundkonstanten (Konformität, Angewiesensein auf ein soziales Netz) in der eigenen Kultur tabuisieren und stattdessen auf andere Kulturen projizieren?

Ihr neu gewonnener Glaube an die »Verbesserungsfähigkeit« des Menschen und der gesellschaftlichen Verhältnisse gehörte zu den Grundüberzeugungen, welche die Aufklärungsphilosophen des 18. Jahrhunderts in den Berichten aus China bestätigt fanden. Nachdem der humanistische Aufklärungsoptimismus in Europa im Verlauf des 20. Jahrhunderts deutlich genug Schiffbruch erlitten hatte, schien zum Ende des Jahrhunderts »die asiatische Krise« ein zusätzliches Indiz dafür zu sein, dass eine Ethik, wie sie unter der Überschrift »asiatische Werte« vertreten wird, als Fundament menschlichen Wohlergehens und Wohlstands nicht ausreicht. Zur Ethik hinzu bedarf es offensichtlich noch anderer Faktoren, neben hinreichenden materiellen Ressourcen vor allem rechtsstaatlicher Institutionen (Demokratie, Gewaltenteilung, Informationsfreiheit).

Wir sind heute weniger Zeugen eines Aufeinanderprallens von ganz und gar unterschiedlichen Wertvorstellungen zwischen den verschiedenen Zivilisationen dieser Erde als vielmehr von Wertkonflikten innerhalb der traditionell religiös definierten Zivilisationen, innerhalb der christlichen kaum weniger als innerhalb der islamischen und der hinduitischen. Es wird wohl nicht lange dauern, bis sie sich solche Konflikte auch innerhalb der konfuzianischen deutlicher als zur Zeit bemerkbar machen. Dieselben grundlegenden Wertvorstellungen können wir in allen Kulturgebieten finden und mit ihnen verbunden auch dieselben Wertkonflikte (zwischen Freiheit und Gerechtigkeit und heute wiederum, wie zu Hobbes' Zeiten, verstärkt zwischen Freiheit und Sicherheit, desgleichen zwischen der Loyalität der eigenen Familie und dem Staat gegenüber sowie zwischen diesen beiden Loyalitäten und dem Ideal der Gleichbehandlung aller Menschen). Dazu sind wir Zeugen eines Wettbewerbs zwischen verschiedenen politischen Institutionen und Wirtschaftsordnungen, zwischen sehr verschiedenen Formen und Entwicklungsgraden der rechtlichen Regulation von Wirtschaft und Gesellschaft. Innerhalb Europas sind es divergierende Auffassungen dieser Art, die die Schweiz zögern lassen, der Europäischen Union als Vollmitglied beizutreten. Der überhandnehmende Verordnungseifer der europäischen Kommissare lässt manche an chinesische Verhältnisse denken. Wäre der Legalismus allein und mehr als bloss als Korrektiv typisch für China und nicht ebenso und fundamentaler die antilegalistisch eingestellte konfuzianische Lebenslehre und Staatsphilosophie, könnte in einem zentralen Punkt nicht von einer Konvergenz zwischen »asiatischen« und »schweizerischen Werten« gesprochen werden.

---

[http://www.eu-ro-ni.ch/publications/Holenstein\\_Asiatische\\_Werte.pdf](http://www.eu-ro-ni.ch/publications/Holenstein_Asiatische_Werte.pdf)

[http://de.wikipedia.org/wiki/Elmar\\_Holenstein#Vergleichende\\_Kulturphilosophie](http://de.wikipedia.org/wiki/Elmar_Holenstein#Vergleichende_Kulturphilosophie)

Andere Publikationen von Elmar Holenstein im Internet:

1. Holenstein, Elmar (1985): Interkulturelle Beziehungen - Multikulturelle Verhältnisse (46,5 MB)  
[http://www.eu-ro-ni.ch/publications/Holenstein\\_interkulturelle\\_Beziehungen.pdf](http://www.eu-ro-ni.ch/publications/Holenstein_interkulturelle_Beziehungen.pdf)
2. Holenstein, Elmar (1993): Vergleichende Kulturphilosophie. Chinesische Bilder, japanische Beispiele, schweizerische Verhältnisse (420 KB)  
[http://www.eu-ro-ni.ch/publications/Holenstein\\_Kulturvergleich.pdf](http://www.eu-ro-ni.ch/publications/Holenstein_Kulturvergleich.pdf)
3. Holenstein, Elmar (1998): Ein Dutzend Daumenregeln zur Vermeidung interkultureller Missverständnisse  
<http://them.polylog.org/4/ahe-de.htm>
4. Holenstein, Elmar (2006): Der Nabel der Welt  
[www.eurozine.com/articles/2006-02-22-holenstein-de.html](http://www.eurozine.com/articles/2006-02-22-holenstein-de.html)
5. Holenstein, Elmar (2009): China ist nicht ganz anders. Vier Essays in global vergleichender Kulturgeschichte (76 KB)  
[http://www.eu-ro-ni.ch/publications/Holenstein\\_China.pdf](http://www.eu-ro-ni.ch/publications/Holenstein_China.pdf)
6. Holenstein, Elmar (2009): Zu Japans Andersheit. Eine alternative Art, modern zu sein (56 KB) [http://www.eu-ro-ni.ch/publications/Holenstein\\_Japans\\_Andersheit.pdf](http://www.eu-ro-ni.ch/publications/Holenstein_Japans_Andersheit.pdf)
8. Holenstein, Elmar (2011): Rossiya - ein Europa-transzendierendes Land. Roman Jakobson als Wegweiser durch die Kulturen in Russland (66 KB)  
[http://www.eu-ro-ni.ch/publications/Holenstein\\_Rossiya.pdf](http://www.eu-ro-ni.ch/publications/Holenstein_Rossiya.pdf)

zu Russland siehe auch

V'junov, Jurij Andreevič (2005): Archetyp der russischen Kultur. Charakter, Denkweise, geistige Ausrichtung (0,5 MB)

[http://www.eu-ro-ni.ch/publications/Russischer\\_Kultur\\_Archetyp.pdf](http://www.eu-ro-ni.ch/publications/Russischer_Kultur_Archetyp.pdf) (1.1.2015)